

HAUPTKIRCHE ST. PETRI



40 Jahre BSZ: Festgottesdienst zum Jubiläum des Beratungs- und Seelsorgezentrums
Sonntag, 28. Februar, 10 Uhr
Reminiszere
Predigttext: Römer 5, 1-5 (6-11)

Predigt 1, Hauptpastor Störmer

Liebe Gemeinde,

es gibt die leicht hingeworfene Formel „Alles wird gut“. Manchmal tut es gut, das zu hören. Wenn nichts mehr geht, wenn alles unentwirrbar erscheint, dann kann es wichtig sein, jemanden zu haben, der sich nicht unterkriegen lässt und der Optimismus verbreitet: Alles wird gut.

Für den Alltag ist das häufig motivierend, wenn sich einer hinstellt und sagt: ich sehe schon das Licht am Ende des Tunnels. Es strahlt etwas an Energie aus, wenn jemand seine Zuversicht so weitergibt. Es ist allemal besser, jemand zündet ein Licht an statt die Dunkelheit zu beklagen. Wer selber nicht aufgibt, der vermittelt auch anderen: „Lasst nicht gleich die Flügel hängen, wenn etwas nicht geht. Schimpft nicht nur, dass alles schief geht. Sondern seht auf das, was schon geschafft oder doch gelungen ist. Sucht nach Lösungen und schaut nach vorne. Meist ist viel mehr möglich, als man denkt.“

Alles wird gut.

Es lohnt sich, im Leben nicht beim kleinsten Widerstand oder Gegenwind aufzugeben. Mir scheint, die Zahl der Menschen ist im Wachsen, die nur wenig Frustrationstoleranz aufbringen, die also beim ersten Frust bzw. Misslingen am liebsten gleich hinschmeißen statt ein Problem wirklich durchzuarbeiten und einen Schmerz wirklich zuzulassen.

In einer Krise ist die Botschaft „Alles wird gut“ allerdings zu wenig, und sie hilft nicht wirklich weiter. Es braucht schon mehr an Nachhaltigkeit und Tiefe, damit sich Dinge zum Guten wenden.

Ich glaube, es braucht die nachhaltige und beständige Stärkung unserer Widerstandskräfte, um das Leben zu meistern. Und ich bin überzeugt davon, dass uns Paulus dabei ein guter Lehrmeister sein kann. Er hatte in seinem Leben mit so vielen Widrigkeiten zu kämpfen, dass es mich immer wieder wundert, welche trotzige und verwegene Zuversicht er verbreitet in seinen Briefen.

Am meisten hat wohl der Reformator Martin Luther von Paulus gelernt. Luther ging durch viele selbstquälerische Zweifel und Anfechtungen. Doch irgendwann begann er sein Leben neu zu verstehen und konnte die Bibel und besonders Paulus so lesen, dass er begann, aufzuatmen und schließlich die schöne, frische Erkenntnis formulierte:

„Glaube ist eine lebendige, verwegene Zuversicht auf Gottes Gnade. ... Solche Zuversicht und Erkenntnis göttlicher Gnade macht fröhlich, trotzig und lustig gegen Gott und alle Kreaturen.“ (EG nach Lied 136)

Wo finden sich aber nun die Quellen zu einer tapferen Widerständigkeit, die uns weder verbittern und verhärten noch verzweifelt fliehen lässt vor den Widrigkeiten, mit denen uns das Leben immer wieder konfrontiert?

Der Philosoph Sloterdijk sagt, der Mensch habe drei Abwehrsysteme. Das biologische Immunsystem ist das älteste, und wir wissen um dessen Verletzbarkeit. Darum lassen wir uns impfen, schlucken Vitamine, versuchen uns gesund zu ernähren und an der frischen Luft oder beim Sport abzuhärten.

Dann haben wir ein soziales Abwehrsystem, das uns vor Verletzungen schützen soll. Dafür zahlen wir gern Steuern, damit der Staat uns mit sicheren Verkehrswegen und Infrastruktur, mit Feuerwehr und Polizei schützt, und zusätzlich geben wir Geld aus für alle möglichen Versicherungsleistungen.

Darüber hinaus gibt es, wie Sloterdijk sagt, „symbolische beziehungsweise psychoimmunologische Praktiken, mit deren Hilfe es den Menschen von alters her gelingt, ihre Verwundbarkeit durch das Schicksal, die Sterblichkeit inbegriffen, in Form von imaginären Vorwegnahmen und mentalen Rüstungen mehr oder weniger gut zu bewältigen.“

Die Bibel spricht manchmal ziemlich explizit von mentalen Rüstungen. Paulus wird das Wort aus dem Epheserbrief zugeschrieben, in dem er uns auffordert, das „Schild des Glaubens“ und den „Helm des Heils“ zu ergreifen.

Und: die Bibel ist voll imaginärer Vorwegnahmen. In der Offenbarung etwa wird uns ein neuer Himmel versprochen, wo kein Leid noch Geschrei sein werden oder: wird? und Gott alle Tränen abwischt.

Es braucht die Wehrhaftigkeit unserer Seele und imaginäre Vorwegnahmen, um Lebensbrüche und Krisen zu überleben. Diese Wehrhaftigkeit, diese Stärkung des seelischen Immunsystems lässt sich nicht einkaufen wie eine Versicherungspolice. Auch die Mitgliedschaft in einer Kirche reicht nicht und bleibt hohl, wenn das Immunsystem nicht gestärkt wird durch ein „übendes Leben“.

Üben, üben, üben – wir üben uns täglich in so vielen Verrichtungen. Wie viel Schweiß, wie viel Geld fließt bei vielen, nur um die körperliche Spannkraft zu erhalten.

Doch wie sieht es um die Spannkraft unserer Seele aus? Unsere Kirchen stehen offen, auch sie sind Übungsräume. Nicht nur sonntags sind sie Orte der „seelischen Erhebung“. Das gilt besonders für die Petrikerche im Herzen der Hamburger City, zu der ein großes Beratungs- und Seelsorgezentrum gehört. Hier finden sich viele Räume, in denen man die eigene Seele finden kann, und Menschen, die einem zuhören, wenn man sich etwas von der Seele reden will.

Hier erfahren täglich Menschen ganz real, was Paulus in unserem Predigttext so formuliert:

„Wir wissen, dass große Not die Kraft zum Widerstand stärkt. 4 Die Widerstandskraft stärkt die Erfahrung, dass wir standhalten können; die Erfahrung standzuhalten stärkt die Hoffnung. 5 Die Hoffnung führt nicht ins Leere, denn die Liebe Gottes ist in unsere Herzen gegossen durch die heilige Geistkraft, die uns geschenkt ist.“

Amen

Predigt 2, Reinhard Dircks

Liebe Gemeinde,

das Beratungs- und Seelsorgezentrum der Hauptkirche St. Petri feiert seinen 40. Geburtstag.

Es ist ein Haus, dessen Türen geöffnet sind für Menschen, die jemanden zum Reden brauchen. Jeden Tag.

Ich denke an den jungen Mann, der sein Büro in der Innenstadt verlässt. Er hat Angst, dass seine Freundin ihn verlässt, und dadurch wird er seinem Beruf in der Angst nicht mehr gerecht. Gleich neben der Mönckebergstraße findet er das Beratungs- und Seelsorgezentrum. Ganz zentral und ganz anonym. Er geht hinein und fragt nach einem

Gespräch: „Ja, gern“, und die Beraterin zieht sich mit ihm in eines der kleinen Beratungszimmer zurück.

Ich sehe die ältere Frau vor mir. Sie wohnt am Rande der Stadt. Das Haus ist so still geworden, nachdem ihr Mann starb. Gegenüber den Kindern mag sie schon nicht mehr über ihre Trauer sprechen. Sie macht sich auf, fährt ins Zentrum, raus aus den vier Wänden, unter Menschen sein, etwas einkaufen, doch die vielen Menschen zeigen ihr nur eines: Sie fühlt sich einsam. Auch sie kommt ins Zentrum. Ein weiterer ehrenamtlicher Berater setzt sich mit ihr zusammen. Einmal nicht allein weinen müssen.

Ich sehe eine andere Frau vor mir. Ihre Realität ist so ganz anders als die der anderen. Sie nimmt Dinge und Stimmen wahr, die niemand hört. Wieso nicht? Die Psychiatrie hat sie schon kennen gelernt und zu einem Therapeuten findet sie keinen Weg. Aber im Zentrum kann sie vielleicht doch noch einmal fragen, ob die auch die Stimmen hören und was die wohl wollen. Dort wird jemand vielleicht verstehen, wie schwer und beängstigend das Leben ist. Nein, so wird sie es vielleicht nicht sagen, aber womöglich fühlen.

Es sind Menschen mit ihrer Not oder Bedrängnis, Menschen mit ihrer Ungeduld oder auch Geduld, Menschen mit ihrer Hoffnung, dass alles gut werde. Seien sie einsam gewesen oder verletzt, seien sie verlassen worden oder verspottet, seien sie erschöpft oder auch voller Zorn. Doch wer kommt, wer sich auf den Weg macht, seine Wohnung verlässt, in die Innerstadt fährt und um ein Gespräch bittet, der hofft, manchmal ganz hoffnungslos. Dass alles gut werden möge.

Und all diese Erfahrungen werden dort gehört, von ehrenamtlichen Laien, die gelernt haben zuzuhören und zu verstehen. Sie wollen keine Therapeuten sein, sondern einfach Menschen, die da sind. Denn sie merken, dass es wichtig ist, für andere da zu sein. Sie merken, dass sie teilhaben an dem Weg von der Not, über die Geduld und der Erfahrung bis zur Hoffnung, dass sie teilhaben an dem, was Leben ausmacht. Teilhaben an Entwicklung.

Unsere Mitarbeiterinnen zeigen, was Kirche ausmacht: Menschen auf einem Weg von der Not in die Hoffnung zu begleiten, dass eben alles gut werde.

Es ist die Haltung der Beraterinnen, die ausdrücken will: „So, wie du bist, bist du richtig, so wie du bist, kannst du hier sein, und ich glaube dir, dass es für dich so ist, wie du es fühlst, und ich gebe dem Raum. Ich will dich nicht verändern.“

Alles wird gut? Vielleicht, aber erst einmal ist es gut, dass du bist, wie du bist. Und das will ich verstehen und dir zeigen.

Wer will, (muss aber nicht), kann darin eine Antwort darauf hören, wie Gott uns begegnet, der dich als gerecht sieht und dir seine Liebe ins Herz gegossen hat, wie Paulus es beschreibt.

Gerecht sein heißt hier, nicht durch das, was du kannst oder nicht kannst, nicht durch das, was dir gelingt oder misslingt, nicht durch das, was du leistest bist du wertvoll, sondern weil Gott dich als wertvoll erkennt. Der Begriff der Gerechtigkeit ist in der Bibel weniger ein juristischer Begriff, sondern er beschreibt eine Beziehung von Gott zu dir. Und diese Beziehung geht nicht in Leistung oder Gegenleistung auf, sondern sie ist bei Paulus mit dem Wort „Liebe“ geprägt. Sie geschieht, wo sie geschieht und kennt keine Begründung. Wer kommt und wer hier arbeitet, ist geliebt von Gott - ob von den Menschen mag dahingestellt sein - aber von Gott ja.

Und Paulus hat ja gerade entdeckt, dass er der Liebe glauben schenken kann, sie gar rühmen kann egal, ob er in Not ist, ob er die Not aushält, welche Erfahrungen er auch macht. Weil er dieser Liebe glaubt, wächst die Hoffnung und die Erwartung einer

glanzvollen Zukunft. Ja, eine imaginäre Vorwegnahme, ein Bild der Hoffnung, eines wo endlich alles gut ist, das Reich Gottes womöglich Perspektiven öffnen kann.

Doch oft gelingt es eben nicht, etwas vorwegnehmen zu können oder der Liebe Gottes glauben zu schenken: Wenn ich mich gerade ungeliebt fühle, wenn mir der Arbeitsplatz genommen wurde, wenn statt Kraft Erschöpfung herrscht? Wenn mir meine Fehler schon beim Frühstück entgegen springen? Wenn ich mich also selbst kaum spüren kann, wie soll ich dann der Liebe begegnen?

Im Bild beschrieben ist es, als stünde man an einem Sund. Der Sund, ein Gewässer, das Meer oder eine Förde, das zwei Landstriche teilt. Sie sehen hinüber, aber ich stehe hier. Dort drüben ist die Liebe und sie erreicht mich hier womöglich nicht.

Dort ist die Lebendigkeit und ich fühle mich abgeschnitten.

Dort ist ein Weg, der zu meinem werden könnte, und ich fühle mich hier gefesselt.

Es ist eine grundlegende Not, zu merken, dass es einen Graben, den Sund gibt, zwischen mir und Gott. Von dort her kommt der Begriff die Sünde. Nein nicht als moralischen Begriff verstanden, sondern als existentielle Not. Die Sünde ist genau diese Trennung zwischen Gott und mir, zwischen der Lebenskraft und mir, zwischen dem, wie Leben sein sollte und mir, zwischen dem, was ich tun sollte und dem, was ich wirklich mache. Eben diese Trennung.

Und genau an dieser Grenze, braucht es jemanden, der den Schmerz teilt, jemanden, der die Sehnsucht beim Blick hinüber teilt, jemanden, der die Sorge, darin untergehen zu können, teilt.

Es braucht jemanden, der mit mir diesen Sund oder die Sünde ansieht und achtet, statt sie zu verurteilen. Der die Sünde annimmt und vergibt, wie Gott es tut.

Der mich annimmt, wie ich bin – mit dem Bruch oder der Trennung.

Das ist eine der Aufgaben der Beratung und Seelsorge: Die Annahme und Wertschätzung des Bruches, der Sünde. Hier sieht jemand mit hin, fühlt mit, begleitet in die Sehnsucht oder teilt die Angst vor dem Abgrund.

In der Seelsorge wird das Evangelium nicht gepredigt; sollte es auch nicht! Aber es wird hier erlebt: In der Annahme des Einzelnen mögen Menschen erfahren, wie Jesus uns begegnete, indem er die Brüche des Lebens annimmt, teils selbst erlebt hat.

In dem der Büroangestellte erzählt, die ältere Dame nicht allein weinen muss, in dem die verwirrte Frau Achtung erfährt. Denn genau in diesem Teilen wächst eine Brücke hinüber zu dem, was mich trennt. Wächst eine Brücke zur Sehnsucht, wächst eine Brücke in eine Zukunft und Hoffnung.

Es ist, als wenn die ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen in ihrem Dienst, wofür ich Ihnen hier ausdrücklich danken möchte, ein Plattform am Rande des Sundes bewirken, dass eine Brücke, dass ein Blick in die Hoffnung wächst. Und sie selbst, wachsen mit, in dem Sie die Lebensgeschichten der Besucherin teilen und sehen.

Amen